

en dieser Zeitung erscheint wöchent-
lich eine Nummer von in der Regel
zwei Bogen in Um Schlag. —

Preis des ganzen Jahrgangs von
52 Nummern 8 Thlr. Abonnement
nehmen alle Postämter, Kunst- und
Buchhandlungen an.

Abend-



Zeitung.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge.

Dritter Jahrgang.

No. 8.

Donnerstag, am 17. Februar

1853.

Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Cri-
minalisten.

Von
Ernst Frise.

Zwei Frauen.

(Schluß.)

Ußerdem, daß nach der Meinung der Rich-
ter jeder Schuldbewußte gewöhnlich Alles anzu-
wenden pflegt, um sein Vergehen zu beschönigen,
stand dem armen Möllner auch in der Person des
alten Wassermann eine böse Macht entgegen, die
alle guten Eindrücke, welche seine Auslassungen
die und da zu machen schienen, wieder entkräftete.
Der alte Mann lamentirte auf das herzerreißendste
über das Unglück seiner Tochter: treulos verlas-
sen zu sein und versuchte auf alle Weise die
That Möllners in ein gehässiges Licht zu setzen.
Er ließ alle Künste spielen — log Scenen zusam-
men, die nie vorgefallen waren, — brachte zufäl-
lige Unglücksfälle seiner Tochter mit dieser Geschichte
in Verbindung — ließ zum Beispiel: seine Tochter
vor Schreck über die Nachricht dieser neuen Ver-
heirathung von einer Leiter fallen und das Bein
brechen, was zwar wirklich geschehen war, aber kei-

nesweges aus dem Grunde, den er anführte —
und strebte mit allen Kräften dahin, Möllner als
den schuldigen Theil bei der sofort erfolgten Tren-
nung vor sieben Jahren darzustellen. Man konnte
sehr gut bemerken, daß ihm daran lag, außer der
gewöhnlichen Strafe für seinen unglücklichen Schwie-
gersohn noch den Grund zu einem pekuniären Vor-
theil zu legen, der für's erste seiner Tochter zu
Nutzen kommen sollte. Gegen Möllners einfache
Erklärungen, daß diese ihn aus freien Stücken und
ohne allen Grund verlassen habe, erhob er einen
wahren Schwall von Verheuerungen ihrer immer-
währenden Liebe und Treue und einer oft schmerz-
lichen Sehnsucht nach ihm.

Die Uebertreibung lag klar zu Tage, doch
konnte sie keinen Einfluß auf die Umstände haben,
die Möllner einer geschwichtigen Nachlässigkeit
schuldig machten. Die Anklage wegen Bigamie
wurde erhoben.

Da saß nun der arme Sünder, der sich noch
vor kurzem eines stillen ungetrübten Glückes sicher
geglaubt hatte, da saß er und brütete über sein
Schicksal. Bisweilen erschien es ihm wie ein bö-
ser Traum! Was wurde nun aus seiner zweiten
Frau, wenn wirklich, wie sein Schwiegervater steif
und fest behauptete, seine erste Frau nach sieben

Jahren mit einem Male große Lust bezeigen sollte, eine treue Gattin zu werden? Was wurde aus der stillen, sanften Frau, die ihn recht glücklich gemacht hatte? Was wurde aus den Kindern, die nicht einmal das Recht hatten, ihn Vater zu nennen? Er begriff erst jetzt nach den Vorstellungen und Erläuterungen des Richters, wie schwer er sich an dieser Frau und an diesen unschuldigen Kindern versündigt hatte. Die letzte Ehe war nichtig, weil die erste ungelöst war — so viel war ihm klar geworden; aber wie er leben sollte mit einer ihm völlig gleichgültig gewordenen Person, deren Betragen ihm ein stetes Aergerniß gewesen war, das blieb ihm ewig unklar und auch unmöglich. Er konnte sich scheiden lassen von ihr — ja! dann würde sie aber Geld von ihm fordern? Er hatte nichts übrig behalten, als er eine Frau zu ernähren hatte, wie sollte er so viel erübrigen können, um zwei zu erhalten!

An diesem Gedanken scheiterte sein ganzer Gleichmuth, und er ergab sich willenlos und rathlos geworden ungehindert einer tiefen Traurigkeit, welche ihn bis zu Thränen brachte.

Gemüther, wie Möllner es hatte, sind bei allem anscheinenden Stoicismus leicht aus der Fassung zu bringen. Jeder andere würde kräftig gedacht und überlegt gehandelt haben, wenn es galt, Möllner bewies schon durch seine schwankenden Gedanken, daß ohne den Rath Anderer an vernünftiges Handeln gar nicht zu denken sei. Er ließ sich beugen von der Last der Befürchtungen, bevor er seine trübselige Lage ganz und richtig erkannt hatte, was war bei wirklich hereinbrechenden Alternativen nicht alles zu fürchten.

Als ihm die Möglichkeit vor die Seele trat, sein jetziges Glück gegen einen traurigen, unbefriedigenden Zustand vertauschen zu müssen, den er aus Erfahrung schon hatte verabscheuen lernen, da erhob sich sein Herz hilfsehend zu einer höhern Macht, als die irdische. Er legte mit wahrer Inbrunst sein ferneres Geschick in Gottes Hand und bat ihn: seine gute Frau und seine lieben kleinen Kinder nicht zu verlassen!

Gott verließ sie auch nicht! Er hatte für sie das Herz der Hauswirthin, einer etwas vermöglichen Frau, erweckt, daß sie eine Stütze fanden in

der ersten Verlassenheit, daß sie nicht zu hungern nöthig hatten, daß ihr Stübchen warm war.

Aber den tiefen Kummer, der über die arme, junge Frau gekommen war, den konnte die gute Alte freilich nicht lindern. Es giebt auch in dem niedern Stande Frauennaturen, welche so empfindlich gegen Schmach und Schande sind, wie zartfühlende Damen der gebildeten Stände. Frau Möllner gehörte zu denen. Sie fühlte sich unehrlich gesprochen durch einen Zweifel an ihre Rechte — sie sah ihre unschuldigen Kleinen durch die Ungültigkeit ihrer Ehe erniedrigt vor den Augen der Welt und sie verlor bei allen diesen Unglücksfällen einen Gatten, den sie von ganzem Herzen lieb hatte. Ursachen genug zur Trauer!

Tagelang saß sie stumm am Fenster, hielt ihr jüngstgebornes Kindchen in den Armen und starrte trübe vor sich hin. Sie mißte die Blicke der Menschen, welche theils schadenstroh, theils mitleidig auf ihr ruhten! Ihr Geist erging sich ruhelos in den Fragen: „was soll aus Euch werden? Wird Möllner wirklich verurtheilt werden? Wird er mich verlassen und zu seiner ersten Frau zurückkehren?“ —

Ihre Hauswirthin konnte den Anblick dieser traurigen Gestalt kaum mehr ertragen. Sie redete ihr in's Gewissen und ermahnte sie ernstlich, an Gott zu glauben, der sie beschützen würde. Frau Möllner ermannte sich endlich! Sie blickte auf ihre Kinder, welche jetzt ihrer alleinigen Sorge anheimfielen, und sie erkannte, daß es ihr oblag, an deren Ernährung zu denken, um nicht die Güte ihrer wohlgesinnten Hauswirthin zu mißbrauchen. Sie nahm Arbeit an. Ihr fester Wille bezwang die müßige Trauer; sie fand Zerstreuung, Beruhigung und Erhebung in der Erfüllung ihrer Pflichten und legte alles übrige in Gottes Hand.

In dieser Zeit der eintretenden Ruhe erhielt sie auch in ihrem Bruder, der endlich von seinen schweren Verletzungen genesen war, einen Beistand und eine Stütze und wenn er, schwach und hinfällig, auch nichts zu ihrer Ernährung beitragen konnte, so erhob sich doch ihr verletztes Gemüth an seiner Zuversicht, womit er Möllner's guten Willen: „ihre Rechte nach verbüßter Strafe feststellen zu wollen“ verbürgte. Der junge Mann betrachtete sich als die Veranlassung zu dem ganzen Spektakel, wie er es nannte und hielt sich für befugt, sogleich den

altem Wassermann aufzusuchen um ihn gehörig den Kopf zu waschen!

Als die Feierstunde der Fabrik — sieben Uhr — herantückte, machte sich Linneke auf den Weg, um Wassermann auf keinen Fall zu verfehlen. Er wußte, daß der Alte nach eingenommenem frugalem Abendbrode seine Wohnung zu verlassen pflegte, um in aller Gemüthlichkeit seine Flasche Magdeburger Broihan in einer nahe gelegenen Kneipe zu trinken. Schon von der Straße aus bemerkte Linneke Licht in dem Stübchen Wassermanns, konnte also nun seine Anwesenheit daselbst als gewiß voraussetzen.

Das Haus, worin der Alte wohnte, gehörte zu den kasernenmäßigen, an welchen Magdeburg so sehr reich ist. Zellenartige kleine Stuben, mit einem schmalen Ausgange auf einen dunklen Vorhof werden oft noch von zwei Familien bewohnt. Eine Thür sieht der andern gleich, außer dem größern Schmuze der einen vor der andern. Am hellen Tage ist es dem Ungeweihten schwer, sich daselbst zu recht zu finden, wie viel weniger muß es möglich sein, Abends an die richtige Thür zu kommen. Von höflicher Zurechtweisung ist gar keine Rede — Portier's würde man mit spöttischem Erstaunen als Märchenpersonen in Magdeburg begrüßen — fragt man im falschen Quartier nach Jemand, so wird die Thür mit Krachen zugeworfen, und man hört nur dumpf den Bescheid — „wohnt hier nicht!“ — Und wenn derjenige auch neben Ihnen wohnte, so würde es Niemand der Mühe werth halten, das zu sagen.

Uebulich mechte es einem Manne gegangen sein, der unserm Freund Linneke hustend und schnarrend und schimpfend in dem finstern Gange des Hausflures entgegentrat. Sehen konnten sich beide Männer nicht, aber sie hörten sich.

„Guten Abend,“ schrie der Fremde und setzte einen Fluch dazu.

„Das ist eine neue Mode zu grüßen,“ entgegnete Linneke, der selten seine gute Laune verlor: „wenn es denn einmal gedonnerwettert werden soll, so wird's wohl erlaubt sein zu fragen: wen hat denn hier das Donnerwetter zehn Klaftern tief in die Finsterniß hineingeschlagen?“

Der Fremde lachte. „Einen armen Berliner, der Vater Wassermann sucht.“

„Wenn weiter nichts gefällig ist, so kommen Sie nur mit“ — scherzte Linneke. Der liebe Gott ist diesmal der Unschuldigen Vormund, denn ich will eben hinauf zu ihm.

„Na — eigentlich heißt es „der Dummen Vormund,“ aber wenn Sie mich in dieser Spelunke, welche Leute von vormals Labyrinth nennen würden, zurecht führen, so soll es Ihnen vergeben sein, daß Sie mich unschuldig getauft haben.“

„Kommen Sie nur — wir vertragen uns schon, merk' ich. Fassen Sie an meine Rockschöße und rennen Sie nicht mit dem Kopfe an die Wand — so was giebt Beulen und macht dumm!“

„Darum auch“ — rief mit meisterhaft komischem Erstaunen der Fremde, indem er den Befehlen seines Führers wörtlich Folge leistete. „Ich habe heute schon was geleistet mit „Kopf an die Wand!“ Die beiden Nachtwandler tappten lachend die Treppe hinauf — dann noch eine, und dann noch eine. Es würde gewiß eine schöne Scene abgegeben haben, wenn zufällig einer der Bewohner der untern Stockwerke das Paar beobachtet hätte.

„Wohnt denn Wassermann schon im Himmel?“ fragte der Fremde nach dem langen, mühseligen Klettern mit Humor.

„Wenn die Hölle dicht neben dem Himmel ist, könnte es möglich sein,“ antwortete Linneke trocken und schrie gleich darauf mit seiner ganzen Lungenkraft: „Wassermann! Wassermann!“

Der Fremde stimmte prompt mit ein. Das gab denn einen Lärm, um Todte zu erwecken und Wassermann öffnete auch sogleich ganz hinten im Winkel die Thür um zu fragen: „was los sei?“

„Leuchten Sie 'mal gefälligst. Alterchen,“ rief ihm Linneke zu — ich bringe Ihnen Besuch.

Der Alte brumnte etwas vor sich hin, was weder schmeichelhaft noch einladend klang, holte aber dennoch seine Lampe herbei und leuchtete dem Paare entgegen, von welchem ihm ein hübscher, gemüthlicher Feierabend recht wacker versalzen werden sollte. Der alte Sünder hatte im Frevelmuth eine Mine angezündet, die im Schooße der Zeit verborgen lag und vielleicht niemals seine Explosionskraft entwickelt hätte, aber er hatte dabei nicht berechnen können, wie weit die Zerstörungskraft reichen und wer sich innerhalb des Kreises befinden würde, den er mit seiner Bosheit der Vernichtung überant-

ter hatte. Hören wir, was die rächende Nemesis für ihn in Bereitschaft hielt.

Linneke war wirklich neugierig zu sehen, was für ein Menschenkind er eigentlich hier hinaufgebracht hatte, und er war auch begierig zu hören, in welchem Verhältniß er zu Wassermann stehen würde, da er ihn als „Vater Wassermann“ bezeichnet hatte. Sie traten zusammen in die dampfig heiße Stube ein, allein weder ein Blick, noch ein Wort hatte eine angenehme Ueberraschung verrathen, als Wassermann seinen Besuch in Augenschein genommen.

„S — hier ist's gemüthlich,“ sagte der Berliner seine Hände reibend. Und Wurst und Brod erfreut auch des Menschen Auge, wenn der Magen bellt. Sie erlauben, Vater Wassermann, daß ich sogleich Gebrauch von diesem lieben Gut mache.“ Er setzte sich ohne weiteres nieder auf den Platz, welchen Wassermann wahrscheinlich in Folge des fürchterlichen Geschreies verlassen hatte, bediente sich des Messers mit großer Geschicklichkeit und zeigte bald, daß er hinreichend gut begriffen hatte, wozu ihm Gott seine Zähne verliehen habe. Dabei murmelte er nur halb verständlich unter dem Kauen hervor: — „Niekchen läßt grüßen, Vater.“ —

Wassermann stand, im eigentlichsten Sinne des Wortes, wie am Kopf geschlagen dabei und sah dem fremden Menschen zu, mit welcher Virtuosität er sein mühsam verdientes Brod vertilgte und dabei auch die Wurst nicht verschonte. Linneke ergöhte sich über alle Maaßen und gönnte dem Alten diesen Aerger, der ihm auf der Stirne stand.

„Wissen Sie nun wer ich bin, Vater Wassermann?“ fragte gleich darauf der Berliner, verstimmt mit den Augen blinzend.

„Nein“ — antwortete der Alte halb ärgerlich, halb humoristisch — „jetzt eben weiß ich's noch nicht, aber es kommt noch. Eins ist mir klar“ —

„Nun? Was denn?“ fragte der Berliner neckisch.

„Daß Sie hungrig sind, wie ein Wolf“ —

Der Berliner und Linneke lachten laut auf. „Das unterschreibe ich,“ meinte Linneke und der Berliner griff unbekümmert nochmals nach dem Brode.

„Hören Sie, Guterchen,“ sagte Wassermann ernsthaft — „nun Blödigkeit ist Ihr Fehler nicht!

Nun sagen Sie mir doch erst ganz gefälligst, wo Sie her sind“ —

„Wo denn sonst her, als von Berlin!“

„Sind die Leute da jetzt so dreist, daß sie ungebeten essen und trinken.“ —

„Apropos,“ unterbrach ihn der Fremde lustig — trinken! „Haben Sie nichts hübsches bei der Hand, Vater?“

„Ei, so fahre der Blitz in Sie. — Das Gvaterere verbitte ich mir nun nach gerade und wenn Sie wollten so gut sein und mir alten Mann noch ein Krümchen überlassen, so thäten Sie auch nur gerade Ihre verfluchte Schuldigkeit. Was haben Sie mir denn da für einen Blizkerl ins Quartier geschleppt, Linneke? Haben Sie Sie im Krankenhause aufgeladen?“

„Gott bewahre, Alterchen. Er prustete mit unten im Hausgange entgegen und suchte Sie. — Kennen Sie ihn wirklich nicht?“

„Nicht eine Nagelschnüzel kenne ich mit ihm“ — brummte der Alte.

„Er kennt mich nicht,“ rief der Fremde mit lächerlichem Pathos, und doch werden ihn meine Kinder dereinst Großvater nennen!“

Linneke horchte auf. — Eine Ahnung durchfuhr ihn, während Wassermann die Sache zu nicht verstand, sondern den Mann mit wachsender Verdrusse betrachtete.

„Ja, mein junger Führer zu diesem Himmelsreiche,“ sprach unterdessen der Berliner, zu Linneke gewendet, weiter, „ja, Sie sehen hier das Beispiel, daß Schwiegerväter Rabenväter sind!“

„Ja wohl,“ bestätigte Linneke mit Bezug auf das Schicksal seiner armen Schwester. Wassermann fühlte sich getroffen. Die Anspielung reizte seine innerlich verhaltenen Groll zum lodernden Aerger auf, der ihn sehr sprachselig machte.

„Hört, wenn Ihr Beide deshalb etwa hergekommen seid, um mich zu ärgern,“ fuhr er geherraus, „so macht nun, daß Ihr fortkommt, und ich Euch Beide zur Thür hinausschmeiße. Wenn mein Schwiegersohn ein Schuft ist, so verdient er nichts Besseres, als auf's Zuchthaus gebracht zu werden und damit Punktum.“

„Was verdient der Schwiegersohn?“ fragte der Berliner komisch.

„Das, was er bekommen wird und was er schon bekommen hat,“ eiferte der Alte.

„Und was ist das, wenn ich fragen darf?“

„Für jetzt sitzt der Mosje noch im Criminal, aber —

„Ihr Schwiegersohn sitzt!“ unterbrach ihn der Berliner lachend.

„Was ist darüber zu lachen — er sitzt und damit Punktum!“

„Wo denn?“ —

„Hier im Criminal!“ —

„Weshwegen denn?“ —

„Weil er wieder geheirathet hat!“ — Der Berliner lachte, daß die Wände widerhallten. Dann stand er auf, machte eine komische Reverenz und fragte: „ich habe doch die Ehre, Herrn Wassermann, vormals Kupferschmied in Potsdam, vor mir zu sehen?“ — Der Alte glözte ihn an. Er verstand den Spott, ohne einen Grund dazu zu finden. Er nickte mechanisch mit dem Kopfe und der Berliner fuhr fort: „ich habe doch die Ehre, den Vater von Friederike Wassermann, vormals Ladenfräulein beim Bäcker Werter in Berlin, vor mir zu sehen?“ — Der Alte nickte wieder. — „Nun, so mache ich Ihnen hiermit die ganz gehorlamste Mittheilung, daß ein anderer Mensch, als Ihr Schwiegersohn hier im Criminal sitzt, denn Ihr Schwiegersohn hat hiermit die Ehre, sich Ihnen ganz ergebenst vorzustellen!“

„Was — s?“ fragte Wassermann verdutzt und nicht genau wissend, wie viel er von dieser Scene glauben sollte, während Linneke die ganze Sache begriff und sich innerlich über diese wohlverdiente Strafe halb todt freute.

„Begreifen Sie nun, wer ich bin?“ fragte der Berliner spöttisch.

Wassermann sahe ihn mit unvergleichlich dummem Erstaunen an. Linneke stellte sich im wahren Triumphe vor ihm auf und sagte: „da haben Sie's, Sie alter Spion — nun kann die Frau Tochter auch ein paar Jährchen auf's Buchthaus spazieren!“

Jetzt kam die Reihe des Erstaunens an den Berliner. „Wie meinen Sie das?“ fragte er frappirt, aber mit unverändert guter Laune.

„D, lassen Sie sich erzählen,“ rief Linneke lebhaft. „Sein Schwiegersohn Möllner hat meine Schwester geheirathet“ —

„Erlauben Sie, auf welche Art Schwiegersohn, mein Bester? Hat Wassermann denn zwei Töchter?“

„Bewahre, eine Einzige!“ —

„Meine Frau also?“ —

„Ja wohl. Sie hat vor sieben Jahre meinen Schwager Möllner geheirathet.“ —

„Meine Frau?“ fragte der Berliner nochmals mit weniger Humor, als sonst.

„Wissen Sie denn nicht, daß sie schon einmal verheirathet gewesen ist?“

„Meine Frau?“ wiederholte der Berliner im steigenden Aerger. „Ist das wahr?“

„Ach, hätte ich doch mein Maul gehalten“ — stöhnte der alte Wassermann in wirklicher Kummer: niß. Er sah von allen Seiten das Unglück hereinbrechen und mußte sich sagen, daß er die Schuld trug.

„Ist das wirklich wahr, daß Riechen schon verheirathet gewesen ist?“ fragte der Berliner ärgerlich.

„Freilich — hat sie Ihnen das nicht gesagt?“ fragte Linneke dagegen.

„Nicht ein Wort davon.“ —

„Zeit wann ist denn Riechen mit Ihnen verheirathet?“ fragte nun Wassermann ganz gedemüthigt und leintlaut. —

„Zeit fünf Monaten. Sie hatte mir nicht einmal gesagt, daß ihr Vater noch lebe, erst durch Zufall bin ich dahinter gekommen. Ich habe geglaubt, Riechen stehe allein in der Welt, sie gefiel mir und wir heiratheten uns.“

„Aber das Unglückskind wußte doch, daß Möllner ihr Mann war“ — sprach Wassermann.

„Ja und was noch schlimmer ist,“ warf Linneke mit innerer Befriedigung dazwischen, „sie wußte, daß er lebte, während mein armer Schwager gebört hatte, sie sei an der Cholera gestorben!“

Die gute Laune des Berliner's war plötzlich verschwunden und eine große Gereiztheit an ihre Stelle getreten, die ihn ungerecht gegen die Leute machte, welche an seinem Unzemale gar keine Schuld trugen. Linneke hatte nicht Lust, sich zur Zielscheibe seines Aergers machen zu lassen, er entfernte sich mit dem Bewußtsein einer größern Genugthuung, als er je zu erreichen geglaubt hatte und mit der Gewißheit einer freudigern Botschaft

für seine Schwester, als sie zu erwarten berechtigt war.

Die gerichtlichen Requisitionen an die betreffenden Behörden bestätigten wirklich die leichtsinnige Verheirathung der Wassermann'schen Tochter und machten wenigstens seine prahlerischen Uebertreibungen des Unrechtes, welches seiner Tochter zugesügt sein sollte, zu Schanden. Freilich exculpirte dieser noch leichtsinnigere Streich den Möllner nicht, allein es erleichterte die nothwendige Trennung der ersten Ehe und gab den armen getrennten Eheleuten eine Garantie für die Zukunft.

Das künstliche Gewebe, womit der alte Wassermann einen Vortheil für sich oder seine Tochter erfischen wollte, wurde zu einem Netze, worin seiner Tochter Glück vielleicht eher zu Grunde gehen wird, als das des Möllner'schen Ehepaars, da dieses den kräftigen Willen besitzt, auf den Trümmern der frühern Häuslichkeit ein neues haltbares Familienglück zu errichten, während der Lug und Trug der Wassermann's wohl im Stande sein könnte, einen rechtlichen Mann der spätern Vereinigung abhold zu machen. —

Möllner hat soeben seine zweijährige Strafe überstanden und ist zur Freude seiner Frau und seiner beiden hübschen Kinder wieder bei ihnen eingetroffen. Sein erster Gang war zu einem Prediger, um diesen zu bitten, ihm mit Rath und That beizustehen, seine heiligste Verpflichtung gegen seine Familie erfüllen zu können. Es wird ihm gewiß von allen Seiten hilfreich die Hand dazu geboten werden, sein Familienverhältniß zu sanctioniren und es unter den unantastbaren Schutz der Kirche zu bringen, denn sein Schicksal hatte Theilnahme erregt.

Aus Wien.

Briefe eines Norddeutschen.

I.

In einer Zeit, wo die Gegensätze: Real und Ideal, in der schroffsten Weise hervortreten, ist die Erscheinung sehr natürlich, daß Leute, die den seitherigen Theil ihres Lebens meist auf den Aufenthalt in einer bestimmten Gegend beschränkten

und nur für Tage oder auch gar nicht ihrer Heimat ein kurzes Lebewohl sagten, sich von dem fernerliegenden ein Ideal zurecht machen, das später nach klarer Anschauung dem wirklich vorhandenen gewöhnlich nicht zum kleinsten Theile entspricht.

Ich kam vor einem Jahre etwa nach Wien und zwar nicht ohne einen Theil jener Ansprüche und Ideen von der alten Kaiserstadt, wie sie in den Köpfen der meisten Norddeutschen, die dorthin übersiedeln oder zum Vergnügen sich aufhalten, zu spuken pflegen. Doch war ich zufällig an Enttäuschungen der Art schon mehr gewöhnt und ließ mich daher auch durch die kleinen „Annehmlichkeiten,“ die sich schon auf der Strecke von Dresden nach Prag geltend machten, nicht eben beirren — in der frohen Hoffnung auf überreichliche Schadloshaltung nach meiner Ankunft in Wien.

Während der ersten Tage meines Aufenthaltes befand ich mich in einer beständigen fieberhaften Aufregung, der natürlichen Folge des Eindrucks, den man von diesem buntgroßen Leben und Treiben, das so gänzlich von jenem in Norddeutschland, selbst in größern Städten, verschieden ist, empfängt. Alles ist fast umgekehrt oder zum mindesten ganz anders, wie dort. Bald wendet sich jedoch die Ankömmling gezwungen mehr den Einzelheiten des Lebens zu, in die sich hineinzugewöhnen namentlich Norddeutschen wegen ihrer allzu heterogenen Weise Mühe genug kosten mag. Indes erlaube ich mir hier gleich eine Bemerkung, die ich fast täglich auf's neue bestätigt finde.

Es ist sonderbar und doch wahr: wir Norddeutschen haben so wenig eine einigermaßen richtige Idee von den Wienern und ihrem Leben und Treiben, als diese von dem unsrigen. Jedenfalls sind aber die Ansichten beider Gegenfüßler von einander, wenn sie sich auch mitunter halbwegs der Richtigkeit nähern, übertrieben und entstellen die Wirklichkeit. Der Wiener spricht mit einem gewissen ironischen Lächeln, dem man jedoch einige rasche ängstliche Gezwungenheit nicht ganz absprechen kann, von den nordischen Grüblern, Rabulisten grämlichen, bärenhaften Philosophen, die das Bleigewicht tiefen, schweren Ernstes auf Schritt und Tritt nach sich schleppen; der Norddeutsche erwähnt bei Gelegenheit wohl 'mal mit einer Art würdevoller Verachtung des Wieners und läßt diesen Punkt

nach einigen wegwerfenden Aeußerungen, wie: Frivolität, lustiges Volk, Mangel an Intelligenz, fallen. Beide werden jedoch nach wechselseitiger genauerer Kenntnißnahme von einander auf eine nicht unerfreuliche Weise enttäuscht, zum mindesten wird einem gebildeten, ruhig und klar sehenden Norddeutschen das gewöhnliche Geschwätz über „Wiener Frivolität,“ wie in gleichen der Wiener über „deutsche Bärenhaftigkeit,“ eben als ein solches und nichts weiter erscheinen müssen. Die hier herrschende „Leichtlebigkeit,“ wie ich sie nennen möchte, ist genau in dem Maße entfernt von wirklicher Frivolität, wie der norddeutsche schwerfällige Ernst, (wie man hier davon zu sprechen pflegt) von einer steifen Prüderie oder gesuchter Würde. Ich glaube, hiermit werden beide Theile sich zufrieden geben. Sonst rathe ich Jedem, dem es nicht an den Mitteln fehlt, sich davon zu überzeugen und bloße Vorurtheile abzuschütteln. Eine gewisse Frivolität findet man denn doch in allen großen Städten; nicht allein in Wien.

Bedauerndwerth ist der Stoß, den seit dem Jahre 1848 die sogenannte „Wiener Gemüthlichkeit“ erlitten hat. In Norddeutschland scheint man noch immer mit einer Art von naiver Gedankenlosigkeit, (deren Spur man sonst dort eher vermischen möchte,) daran zu glauben, daß jener sprichwörtlich gewordene liebenswürdige Charakterzug hier in Wien auch nach den Kämpfen und Drangsalen der letzten Jahre noch unverkümmert fortwuchere. Man irrt sich gar sehr. Mag es sein, daß die „Gemüthlichkeit“ noch hier und da in sehr vereinzeltten Kreisen sich geltend zu machen weiß; doch ist's nicht mehr der ehemalige fessel- und schrankenlose, übersprudelnde Springquell unverwüßlichen Humors und schalkhafter, herziger Laune; es fallen wohl mitunter noch spärliche Tropfen, aber auch diese sind lauerer Natur und erfrischen nicht mehr. Es ist hier nicht der Ort, die Ursache dieses keineswegs erfreulichen Phänomens näher aus der Geschichte der letzten Jahre darzulegen, zumal sie einem Jeden, der sich nur ein wenig für die Umgestaltung der hiesigen politischen und socialen Verhältnisse interessiert hat und mehr noch demjenigen, welcher sich auf einige Zeit in den Mauern der alten Kaiserstadt aufhielt, schon klar werden muß. Um noch einen Vergleich zu gebrauchen: das Gummi-elasti-

cum des Wiener's hat sich zusammengezogen, ist hart geworden, und der Versuch, dasselbe durch Erwärmung von außen wieder in den eigentlichen Zustand zu versetzen, ist fast, als wenn man einen Todten durch Einhüllen und Reiben mit wollenen Decken, obligaten Wärmflaschen &c. wieder in's Leben zurückrufen wollte.

Es ist jedenfalls schade um diesen Verlust und noch manche Fremde werden sich verwundert fragen: ist das denn das lustige, naive-fröhliche, kecke Leben, wovon man immer spricht, wenn man von Wien spricht? Ja wohl — *fuius Troes!*

Auch das gefellige Zusammensein, wie das Familienleben überhaupt, hat dadurch in auffallender Weise gelitten, während sich hinwiederum an öffentlichen Belustigungsorten, auf Bällen namentlich, doch mitunter ein Treiben geltend macht, das an frühere Zeiten erinnern könnte; leider ist auch dies nicht mehr wie Schein und es gehört jedenfalls ein Fond von Naivität, (wie er dem Wiener nun einmal angeboren ist) dazu, um für einige Stunden gänzlich sich und was ihn bekümmert, nur nicht die Welt mit ihren Freuden, zu vergessen und zu zeigen, daß er noch der „Alte“ sein kann.

Selbst die Gastlichkeit des Wiener's, von der man früher so viel zu rühmen mußte, hat sich in den letzten Jahren merklich verflüchtigt. Man bemerkt im Mittelstande ein strengeres Abschließen der Einzelnen für sich, eine fast ängstliche Trennung des Mein und Dein (natürlich mit Rücksicht auf die Gastfreiheit.) Auch in den Familien selbst greift eine unerfreuliche Art von Absonderung unter den einzelnen Gliedern um sich; jeder geht mehr seinen eigenen Weg und so zerplüthert sich jene traulichfreundliche Häuslichkeit, — das Leben am „häuslichen Heerd,“ wie es in Norddeutschland auf eine so wohlthuernde, herz- und geisterwärmende und näherbringende Weise cultivirt wird. — Immerhin könnte man jedoch jene erwähnte Einschränkung der Gastfreiheit, würde sie mit dem rechten Wize geübt, eher loben, als tadeln, wenigstens in mancher Hinsicht dem im Norden herrschenden Genius der „Gemüthlichkeit und Gastfreiheit,“ der in Gestalt einer übergeschäftigen Hausfrau mit fliegenden Haaren umherwagirt und sich den Kopf darüber

zerbricht, wie der Gast zu erquicken und zu pflegen sein möchte, sogar vorziehen. Lassen Sie mich Ihnen das heimliche Geständniß machen, daß man hier, ganz au contraire, nach einer längeren Abendvisite noch oft mit einigem Appetite die behaglichen Räume eines Gasthauses aufsucht, während uns im Norden die allzuüberschwengliche Gemüthlichkeit oft bis zum „Unangenehmwerden“ Unnehmlichkeiten aufsticht. Ersteres verlegt oder piquirt uns ein wenig, jedoch nur des Extremis halber, letzteres zeigt wenigstens den guten Willen und eine anerkennenswerthe Aufmerksamkeit, die freilich, wenn sie übertrieben wird, wie immer zur Untugend wird. Ich fühle mich sogar versucht, den Wiener gegen jenen leisen Vorwurf ganz und gar in Schutz zu nehmen. Zum Theil liegt der Grund der „trocknen Behandlung“ wahrscheinlich in der Thatsache, daß ein Wiener Bürger, hinsichtlich seines Abendbrodes, äußerst frugal zu Werke geht. Einmal ein Stück trocknes Brod, ein andermal etwas Obst, ein drittesmal auch wohl eine Mehlspeise vom Mittag her, oder allenfalls ein Seidel Wein. Damit ist er fertig und denkt arglos dasselbe von seinem Gaste.

Eine fernere Eigenschaft (die ich übrigens manchen meiner Landsleute wünschen möchte) ist die, daß der Wiener sich durch den Besuch eines Fremden durchaus nicht in seinen speciellen Wünschen aus gewohnter Bequemlichkeit stören läßt. Wenn es ihm g'rade beliebt, geht er auch 'mal fort, ohne sich viel zu entschuldigen, und läßt den Fremden längere Zeit allein; findet sich ein Anlaß dazu, fängt er auch wohl ohne Gêne mit seinem Bedienten oder Stubenmädels auf gut Wienerisch einen gemüthlichen Zank an, unbekümmert um die Anwesenheit des Gastes. Es ist dies ein ge-

wisses Etwas, das wir zu deutsch: „Rücksichtslosigkeit“ nennen würden und wir haben auch nicht so ganz unrecht darin. Dem Wiener ist es instinctmäßiges Selbstgefühl und er hat auch nicht unrecht darin, indem er sein Recht als Herr und Gebieter im Hause ohne Rücksicht aufrecht erhält, und der Fremde am Ende eben nur ein — Fremder ist, den er, so gut wie jeden andern, der sein Haus betritt, als den Regeln, Gewohnheiten und Gesetzen desselben gleichsam mit unterworfen betrachtet. Er bleibt stets „rudo für sich.“ Und der Mann hat Recht. Schade nur, daß dieses Festhalten daran und jene Abneigung gegen ein Opfer, — wie es der Norddeutsche in der schrankenlosesten (oft etwas überflüssigen und sogar nach Umständen ihm selbst nachtheiligen) Gutmüthigkeit stets zu bringen bereit ist, — sich auf der einen Seite starrem Egoismus assimilirt, den Gast bedrückt und ein gemüthliches, trauliches Beisammensein und „Sich finden,“ wie es sich letzterer nach dem Gehörten zurechtgedacht, nicht recht aufkommen läßt. Heimlich und warm wird es in jetziger Zeit daher auch den Fremden, der sich in den Kreisen des Mittelstandes bewegt, nur höchst selten anwehen; der angeführte Grund liegt jedoch wiederum in manchem andern begründet, von dem man indes nicht gern spricht.

Eine Vereinigung der erwähnten „Trockenheit“ und des ruhigen ungemütheten Selbstgefühls mit der norddeutschen Gemüthlichkeit (die immer einer der liebenswürdigsten Schwächen meiner Landsleute bleibt) wäre das Rechte. Eine vernünftige Gemüthlichkeit!*)

B. A.

*) Eine solche, die nicht Denkschwäche wird!

D. R.

Ein Wort zur Verständigung.

Es sind einige Wochen verflossen, seit die „Abendzeitung“ sich der Zeit und dem Tagesleben der Literatur und Kunst mehr zugewendet, seit sie unterstützt durch frische Kräfte, versucht hat, sich mit in die Reihe jener Journale, welche man allgemeinhin als geachtete bezeichnet, zu stellen. Inwieweit ihr dies bereits gelungen, dies zu untersuchen ist nicht Sache der Redaktion — hier kam es darauf an, einige verständigende Worte an diejenigen

im Publikum und unter den Lesern der Abendzeitung zu richten, welche den neu eingeschlagenen Pfad unvereinbar mit dem eines „Unterhaltungsblattes“ haben finden wollen.

Wir sind über jene Zeiten hinweg, in denen die „Gemüthlichkeit“ das vorwaltende Prinzip der Literatur war. Dies mag, wie wir gern zugeben wollen, auf der einen Seite zu beklagen sein — die Vortheile, welche uns der neue Geist der Literatur gebracht hat, überwiegen auf der andern Seite so sehr, daß selbst ein ruhe- und friedensliebendes Publi-

lum, auf den Scheideweg gestellt, der neuen Zeit und ihrer Literatur folgen würde. Es ist Thorheit, in einer Zeit, wo die Kritik Element des Lebens und der Kunst geworden ist, diese Kritik leugnen zu wollen — es ist Thorheit, in einer Zeit, wo der Kampf des Alten und Neuen auf allen Gebieten des Daseins entbrennt, diesen Kampf leugnen zu wollen. Und was anders ist es als leugnen, Kampf und Kritik leugnen, sich nicht daran zu betheiligen?

Nach wie vor räumen wir der Novelle und Erzählung, die immer in der einen oder andern Weise ihre Berechtigung haben wird, einen großen Theil unsrer Spalten ein, nach wie vor suchen wir gute poetische Beiträge für unser Blatt zu erhalten, jungen Lyrikern von Talent soll unser Blatt stets offen stehen, Dilettanten ohne Talent verschlossen sein. Wir verlangen nicht grade, daß die Gedichte von Dichtern von „Profession“ sein sollen, aber wir sehen es am liebsten, wenn sie es sind. Ob das Publikum dabei verliert oder gewinnt, mag es selbst entscheiden.

Wir haben es schon bei Gelegenheit unsres Artikels über Alfred Meißner und mehrfach angedeutet, daß wir der Kritik, welche ganz allgemein in den Staub tritt und die vorzüglich ein berühmtes deutsches Journal ausübt, entgegen sind. Wir haben es in unsren „Literarischen Skizzen,“ unsrer „Bücherschau“ und anderweit bewiesen, wie gern und freudig wir bereit sind, alles anzuerkennen, was anerkennungswerth ist. Aber darüber hinaus nicht! — Dem Schlechten und Geschmackverderbenden, der Talent- und Gesinnungslosigkeit, der Langweile und dem Pietis-

mus gegenüber kennen wir keine Schonung und werden sie niemals kennen. Um ein Beispiel anzuführen: sind wir Gegner von Geibels tendenziöser, kirchenfrommer Richtung, wir erkennen aber sein Talent an und huldigen ihm, — seine talentlosen Nachahmer dagegen, die süßlichen Redwizianer, welche dem Publikum ihre Bettelsuppen mit markt-schreierischer Gewalt aufdrängten, diese bekämpfen wir auf Schritt und Tritt!

Und was das Interesse an Literatur, Musik und Theater betrifft, so haben wir dies unsern Lesern nicht zu erwecken gesucht, sondern es im guten Glauben an ein gebildetes Publikum als vorhanden angenommen und hoffen uns darin nicht getäuscht zu haben. Wem dergleichen nicht behagt, für den haben die Götter der guten alten Zeit einige Blättchen aufbewahrt, welche „Erzählungen“ viel, sehr viel Miscellen und endlich auch Anekdoten bringen. Freilich möchten wir Niemand rathen, wegen der letzten auf diese „Journale“ zu subscribiren, mit zwei Bänden des Anekdotenkalenders würde er die Pränumeration auf sechs oder mehr Jahre ersparen.

Dies zur Verständigung. Weil es in unsern Tagen eine Unmöglichkeit ist, es allen recht zu machen, halten wir's für das Beste, unser Journal für viele und zwar für die Verständigen und Gebildeten zu berechnen.

Die Folgerungen, welche sich aus diesen allgemeinen Andeutungen ziehen lassen, sind leicht, und es bleibt dem gesunden Sinn des Lesers überlassen, etwaige scheinbar widersprechende Bemerkungen und Aussprüche mit ihnen in Einklang zu bringen.

S.

Dein Auge

Dein Aug' ist wie ein tiefer See,
Es liegt darob ein dunkles Grauen,
Mir schwindelt, wenn hinein ich seh',
Und dennoch zwingt's mich, hinzuschauen. —

Ich hab' zu tief hineingesehn
Und all den Zauber eingetrunkn,
Aus seines Grundes feuchtem Wehn
Ist mit die Nacht in's Herz gesunkn.

Jetzt kenne ich mich selbst nicht mehr:
Mein Lieben ach! ist all' vergangen,
Die Welt ist trüb' und farbenleer,
Von Deines Auges Nacht umhangen.

Hinunter in die dunkle Ruh
Zieh's mich, ich kann nicht widerstehen,
Ich schließ' meine Augen zu
Und sink' hinab mit tiefem Beben.

So nimm mich hin, daß ich vergeh',
Daß ich mein Leben Dir vereine,
Dann hab' ich Theil an Deinem Weh,
Dann ist dein Schmerz ja auch der meine!

F. G r o c h.

Der Morgen blüht, die rothe Rose —

Der Morgen blüht, die rothe Rose,
Die sich am Himmel träumend wiegt,
Und ihre Feuerlippen lose
Zum Felsenkamm der Alpen biegt.

16

Wie Perlen blitzt an allen Halmen
Der zarte, frühgeborene Thau,
Und jubelnd steigt mit Frühlingspsalmen
Die Lerche von der grünen Au.

Ihr Morgenlieder, fromm erschallend,
Ihr Töne lieb' und engelsmild
Empor zu Gott und Himmel wallend
Wie Pilger zu dem Gnadenbild:

Nehmt sanft das Herz auf eure Schwingen
Und was in ihm verschwiegen weilt,
Den Harm mit seinen scharfen Klängen,
Die Hoffnung, die vertraut und heilt,

Tragt es hinan, wo ohne Schranke
Der ew'ge Geist der Liebe treibt,
Daß bei dem Himmel der Gedanke,
Das Kind bei seinem Vater bleibt.

Eduard Kauff er.

Bücherchau.

Gedichte von J. C. Biernakky. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Ernst Fleischer 1852.

Der Verfasser ist durch seine „gesammelten Schriften“ bereits bekannt. Er war lange Zeit Pfarrer auf einer jener von Gott und Menschen verlassenen Halliginseln an der Westküste Schlesiens, denen er in seinen Novellen eine sonderbare „poetische Verklärung“ zu verleihen wußte.

Diese Gedichte nun sind, wie der Verfasser (denn vom Dichter können wir nicht sprechen) selbst sagt:

Nicht Blüten, wie die freie Gunst der Musen
Dem Liebling sie als Himmelsgaben deut.

Mur flücht'ge Schatten sah ich dämmernd schweben;
Der Fleiß (!) allein hat ihnen Form gegeben!

Wenn Poesien so anspruchslos auftreten und

sich in übertriebener Bescheidenheit keine Poesien nennen, so ist die Kritik allerdings nicht berechtigt, einen strengen Maßstab an sie zu legen, sondern muß es dem Publikum überlassen, wie es dergleichen „Anspruchslosigkeit“ aufzunehmen gedenkt. Wir sehen daher von dem poetischen Werthe der Biernakky'schen Gedichte ab, wenn wir gleich anerkennen wollen, daß der Fleiß des Verfassers wenigstens ziemlich fließende Verse zu Stande gebracht hat. Wir erwähnen nur, daß die Tendenz eine kirchengläubige und anständig-fromme ist, der Verfasser gehört der Dichterschule an, die in Emanuel Geibel ihren Glanz- und Ausgangspunkt erreicht hat. Von dieser Ueberzeugung durchdrungen können wir Biernakky's „Gedichte“ ohne weitere Polemik passieren lassen, und sie sogar denjenigen empfehlen, welche an einer übelverstandenen Gemüthlichkeit Gefallen finden. ☉

Feuilleton.

Vermischtes.

Die Seidenwurmzucht in Südfrankreich.

(Aus Moriz Hartmanns Tagebuch aus Languedoc und Provence.)

Wie anders ging es einige Monate früher in dem oberen Stockwerke, grade über den Weinkeltern, her. Dort ist die Magnanerie, die große Halle, in welcher der große Kunstweber und Architekt aus China, der Magnan oder Seidenwurm, sein Wesen treibt. Anfangs sah er so klein und unbedeutend aus, daß ich ihm die Künste gar nicht zugetraut hätte, die ich später als aufmerksamer Beobachter an ihm bewundert habe. Ja, die ganze Seidenzucht machte einen komischen und kleinen Eindruck, als die Magnanerie oder die Amme der Seidenwürmer mit ihren kleinen Beuteln ankam, in welchen sich die siebenzehn Unzen infusorisch kleiner

Seidenwürmereier befanden. Der kleine und komische Eindruck dauerte noch fort, als die winzigen, schwarzen und schmutzigen Würmlein in Millionen in einem Siebe wimmelten und kaum die Hand voll Maulbeerblätter mit ihren kleinen Maulern zu bewältigen vermochten. Aber wunderbar schnell wuchsen sie heran, als sie sich auf den Binsenlagern, die in der Magnanerie neben- und übereinander aufgestellt sind, ausdehnten und ihre Industrie in großartigem Maßstabe begannen. Ein Wagen Maulbeerblätter nach dem andern fuhr in den Hof, einer nach dem andern verschwand, aufgezehrt von den gefräßigen Industriellen.*) Ganze Berge dieser beliebten Kost warf man über sie, so daß sie

*) Ganz andere und viel ehrenvollere Epitheta giebt den Seidenwürmern der alte italienische Dichter Francesco Toninelli, da Castel Franco in seinem großen Gedichte: I Bombici. Gleich in der ersten Stanze heißt es:

unter der Wucht verschwanden. Aber das dauerte nur eine Minute. Schnell haben sie sich wieder emporgearbeitet; jeder einzelne wählt sich sein Blatt, und beginnt es mit pedantischer Emsigkeit von links nach rechts zu benagen und bewegt das Köpfchen so schnell dabei, als ob er die Secunde zu verlieren fürchtete. So genährt, wächst er und verändert er sich überaus schnell, und nach vierzehn Tagen ist der kleine, schmutzig schwarze Wurm eine große, fingerlange, weiß- oder goldglänzende Raupe geworden, der man schon eine Bestimmung in der Weltgeschichte zutraut. Der Magnan erkaufte diese Größe nicht um einen geringen Preis. Wie alle Individuen und Völker hat er seine Kinderkrankheiten durchzumachen, und ihre Zahl beläuft sich bei ihm auf vier, im glücklichen Falle auf nur drei Reifen. Sentimentale Seelen leiten diese Krankheiten vom Heimweh ab, das der arme Wurm nach seinem Stammlande, dem himmlischen Mittelreiche China, verspürt, wo er in freier Luft, unter warmer Sonne sein Leben auf dem geliebten Maulbeerbaume selbst bis zur Verpuppung fortspinnet, umklungen von Millionen chinesischen Glockenspielen. Andere aber leugnen diese sentimentale Disposition des Seidenwurms, behaupten, daß ihm südfranzösische Kirchenglocken eben so viel Werth haben, als die französischen, und daß er in seiner Heimat auch wenigstens in zwei Krankheiten der Natur den Zoll für ein so bedeutungsvolles, Seelenunsterblichkeit beweisendes, durch Kunst verschöntes Dasein entrichten müsse. Es ist aber ein harter Zoll. Denn nach jeglicher Krankheit bleibt eine Unzahl von Magnans tod: und zusammengekauert da liegen, um sich nie wieder zu erheben, trotz der duftigsten Maulbeerblätter, die man über ihre Nasen streut. Ihre genesenen Brüder steigen gemüth-

los auf die Leichname, um ihr epikureisches Leben weiter zu führen. Die Seidenzüchter selbst gehen während der Krankheitstage mit höchst besorgten Mienen herum, und wo zwei einander begegnen, kann man sicher sein, daß sie sich theilnehmend nach dem werthen Befinden der gegenseitigen Magnans erkundigen. Aber mit den überstandenen Krankheiten sind noch nicht alle Gefahren überwunden. Wenn der Seidenwurm genug Stoff in sich gesammelt, um nach dreiwöchentlichen Schwelgen an seine unsterbliche Seele denken, und sich wie ein Marabut seinen eigenen Sarg bereiten zu können; wenn er schon an den aufgestellten Reifern und Zweigen hinaufzuklimmen beginnt, um sich einen gehörigen Winkel zu suchen, wo er seinen Sarg aufhänge — in diesem kritischen und entscheidenden Augenblick kann ein einziges und leises Donnerwetter am Himmel die Verpuppung des Wurmes und alle Hoffnungen des Seidenwurmzüchters zu Nichte machen. Beim Donner des Himmels erschrickt der hinaufklimmende Magnan, erinnert sich, daß er trotz China und Seide nur ein gemeiner Wurm, steigt oder fällt demüthig wieder auf den platten Boden herab, und um die Puppe, auf die alles ankommt, und um das Symbol der Unsterblichkeit ist es gethan. Geht aber dieser kritische Augenblick ohne Gefahr und Donnerwetter vorüber, dann bietet die Magnanerie einen in der That herrlichen Anblick dar. Die trocknen Zweige und Reifer, die man zwischen den Binsenlagern so aufgestellt, daß sie mit dem Fuße im Rohre stecken, das obere Geäste aber, von der sie überdachenden Binsenlage gebindert, herunter und aneinandergebogen wird, bilden unaufsehbare Wölbungen, die dem Blick, je länger man sie betrachtet, die Illusion unendlicher Waldgänge oder langer gothischer Hallen darbieten. Und in diesen Hallen war es andächtig stille. Der Lärm, den das ununterbrochene Nahrungs-geschäft verursacht hatte, und das dem Klopfen des Regens auf ein Schindeldach gleich, hatte aufgehört, denn der Magnan aß nicht mehr. Bedächtig kroch er überall die Zweige und Aeste hinauf und suchte in den Wipfeln den für Anlage seines Cocons geeigneten Winkel. Da war es erstaunlich, mit welcher Umsicht, Klugheit und Ausdauer er suchte, prüfte, maß und wählte. Den unteren Theil um ein Neßlein gerollt, streckte er den vorderen weit aus und beschnüffelte mit den Fühlhörnern die ganze Umgebung. Wenn die Untersuchung kein günstiges Resultat bot, ließ er es sich nicht verdrießen, von Zweig zu Zweig zu kriechen, oder sogar den ganzen Baum hinabzuklettern und es mit einem andern zu versuchen, bis er den für seinen architektonischen Zweck geeigneten Platz herausfand. Rücksichtslos umging er den Zweig, an dem sich schon ein Bruder angesiedelt hatte, oder richtete sein eigenes Haus mit

Di reptili et industri Cavalieri
L'opre cantar desio di pregio, e Parte
Bachi d'Etruria e da Greci primieri
Bombici detti, i questa e in quella porte.

In Verlaufe des Gedichtes, welches er unter die Bretter einer Cecilia Cornaro stellt, beehrt er die Seidenwürmer mit folgenden Titeln: Vermicelli santi, prole gentil di valorosi vermi, gentil vermi, nobil vermi, preciosi e cari animalotti, vaghi pargoletti, gentil grege, cortese grege etc. etc.

Den Theil des Gedichtes, welcher mit dem Leben der Seidenwürmer schließt, beendet er so:

Gite pur animosi Cavalieri
Fortunante e felici alme leggiadre
Delle fatiche vostre gite alteri
Nelle cieche prigioni oscure et adre,
Ch'a se vi chiamerà bianchi e leggeri
La celeste d'amor Ciprigna madre
Con novi corpi e con più belle mostre
Mossa a pietà alle miserie vostre.

Man kann doch nicht mehr thun, als seinen Helden das Himmelreich versprechen? —

Kunst so ein, daß er wohl die Wäulicheiten des Nachbarn benutzte, aber niemals störte. Hatte er einmal seinen Platz gefunden, dann spannte er erst die Seile aus, die das Haus tragen sollten; dann kauerte und krümmte er sich zusammen, und machte sich an die Hauptarbeit. Ohne Unterbrechung ging nun das Köpfchen in der Runde herum und spann den unendlichen Faden, der sich bald in einem durchsichtigen, schleierähnlichen Sarge geformt und zusammengeklebt hatte. Da drin sieht man ihn in mit Emsigkeit so fortarbeiten. Die Nacht bricht herein, und da es wieder Tag wird, ist er schon hinter dichter Hülle verschwunden. Wenn man das Ohr nahe hinhält, hört man wohl, daß er drin nicht müßig sitzt, aber zu sehen ist von seinem Wirken und Treiben nichts mehr. Noch den dritten Tag hört man ein leises Knistern und Knuspern; dann aber wird es stille, und laut- und regungslos hängt der Cocon da. — Nicht alle kommen an ein so alückliches Ende. Eine Mücke, das geringste Geräusch, die leiseste Berührung kann sie gestört haben, dann reißt der Faden und wird nie wieder aufgenommen. Der arme Werkmeister stirbt auf oder in seinem vollendeten Werke. Noch unglücklicher sind, die mit der Seidenlast im Leibe nicht den Baum hinaufzuklettern vermögen und auf halbem Wege wieder herunterfallen. Sie versuchen den Weg nicht zum zweitenmale und sterben mit dem Bewußtsein eines verfehlten Lebens. — Wenige Tage, nachdem die Seidenwürmer in die Höhe zu steigen begonnen, hat der Wald sein Aussehen verändert und gleicht jetzt mehr einem Weingarten. An allen Zweigen hängen die gelben und weißen Cocons, dicht an einander gedrängt wie gewaltige Trauben. Dann kommen die Weiber und sammeln sie in große Körbe, dann verkauft man sie nach Lyon, dann wirft man sie in heißes Wasser und tödtet die Puppe, die von einem besflügelten Schmetterlingsliebesleben träumt, in der Crisalide. Dann wickelt man den mit Kunst und Mühe gesponnenen Faden ab, der vielleicht schon in wenigen Wochen als Seidenkleid um die Lenden einer femme entretienne in der Rue Laffitte oder Chaussée d'Autin rauscht. Glücklich, die vom Schicksal oder der Magnaniere Auserwählten, die man aufbewahrt, um von ihnen Samen für das künftige Jahr zeugen zu lassen; sie erfüllen ihre ganze Entwicklung und ihr ganzes Schicksal. Nach wenigen Tagen kriecht der weiße, glänzend besflügelte Schmetterling heraus. Der durchlöchernte Cocon taugt zu nichts, da der Faden durch das Loch in viele einzelne Stücke zerrissen ist, der Schmetterling aber liebt und zeugt, bis er liebeberauscht endlich nach langen Verwandlungen aus den Armen der Liebe in die Arme des Todes fällt. Friede seiner Asche! Er hat schön gelebt und ist schön gestorben. Den Vorzug hat

er vor anderen Sterblichen voraus, daß seine letzten Tage auch die schönsten waren und die lieblichsten.

Die Maulbeerbäume aber, die ihn für sein Kunst- und Liebesleben genährt, stehen indessen traurig da. Ein vorzeitiger, grauamer, künstlicher Herbst hat sie betroffen, und sie strecken nackte Arme zum Himmel empor, während sie von vollem, reichem, treibendem Frühling umgeben sind. Hier und da zeugt ein einsames, vergessenes Blatt von ihrer einstigen Herrlichkeit. Aber die großmüthige Sonne des Südens kommt ihnen zu Hilfe und bekleidet die Nackten. Sie giebt ihnen einen zweiten Frühling, und nach vierzehn Tagen sind sie so dicht bekleidet wie zuvor. Allerdings haben die Blätter die erste, volle und saftige Frische nicht mehr; sie sind nicht mehr so grün, sondern gelber als die ersten waren und scheinen ältlich geboren. Es sind eben nicht mehr die Kinder der ersten Jugend, nicht mehr die Kinder des ersten, treibenden Frühlings. Ein ähnliches Phänomen will man an allen zweiten Dichterwerken bemerkt haben.

Literatur.

Neue Wiener Journale. Außer Martzroths „Wiener Feuilleton,“ das sich bereits als ganz tüchtig bewährt hat, schreibt man uns von Wien aus, sind hier zwei neue Journale mit dem neuen Jahre aufgetaucht. Das eine ist „der Salon“ von Johannes Nordmann, dem bekannten Lyriker und Romanschriftsteller, das mit gutem Gewissen als ausgezeichnet anempfohlen werden kann. Das andere, „der Modenspiegel“ scheint uns schon nach den Namen der Herausgeber (L. Raudnitz und S. Rosenthal) dem alten Genre der Wiener Journalistik anzugehören.

Die Sächsische Constitutionelle Zeitung und Joseph Mendelsohn. Die „S. C. Z.“ meldet, daß Mendelsohn ein zweiaktiges Drama geschrieben, und bezeichnet mit verstecktem Hohn den Verfasser als „ehemaligen Schriftsetzer.“ Wir wurden davon auf das unangenehmste berührt, einmal, weil wir überhaupt nicht geglaubt hätten, daß ein so lächerliches Pöpsthum, wie das Vorurtheil gegen den frühern Stand des Schriftsetzers, noch existire, das andermal, weil wir für das Feuilleton der „Sächsischen C. Z.“ immer sehr eingenommen gewesen sind und Herrn Julius Hammer stets als einen talentvollen und lebenswürdigen Autor geachtet haben. Joseph Mendelsohn aber hat sich, wenn auch nicht als ein bedeutendes, so doch als beachtenswerthes Talent bewährt, ist ein trefflicher Feuilletonist geworden und hat auf dem Gebiete des Lustspiels einiges geleistet. Sein eben erwähntes Drama: „der Armendoctor“ betitelt, wird von

den „Jahreszeiten“ als vortrefflich gerühmt, und wollen sich dem Vernehmen nach die Künstler Emil Devrient und Hermann Hendrichs dafür verwenden. Es scheint also, daß das Stück einigen Werth habe, und ist der Ausfall der „E. Z.“ grade bei dieser Gelegenheit unüberlegt. Wir sind weit entfernt, ob dieses einen Falls die „E. Z.“ zu verurtheilen, wünschten aber doch, daß derlei nicht zu oft wiederkäme.

Fr. Gerstäker muß während seiner Reise sehr fleißig gewesen sein, in der kurzen Zeit seit seiner Rückkehr sind von ihm in den geachteten Journalen Beiträge und außerdem mehrere Werke erschienen. In der „Münchener Hauschronik“ veröffentlichte er vor kurzen eine ausgezeichnete Erzählung „die versunkene Stadt;“ in der Europa eben jetzt ein Tagebuch unter dem Titel: „Von Batavia nach der Biser.“

Neue Dichtungen Ludwig August Frankl's. Die „Jahreszeiten“ theilen mit, daß vom Dichter des „Columbus“ und des „Don Juan d'Austria“ bei Hallberger in Stuttgart neue Poesien erscheinen werden.

Das Reisebuch einer Romanschriftstellerin. Die bekannte schwedische Romanschriftstellerin Fredrika Bremer hat ein Buch „England im Jahre 1851“ geschrieben, was uns in deutscher Uebersetzung vorliegt. Wir werden in der Bücherschau ausführlich darauf zurückkommen.

Musik.

Die Aufführung eines dramatischen Fragments. Im Frankfurter Stadttheater ist kürzlich das Fragment der Oper „Loreley“ von Mendelssohn gegeben worden.

Eine neue Oper Niedermeyers. Von Niedermeyer wird in Paris eine neue Oper „der letzte Tag der Fronde“ einstudirt.

Ein Lied als Verräther. So ist eine neue zweiaktige komische Oper Eduard Sobolewsky's betitelt, welche kürzlich in Königsberg beifällig aufgenommen wurde. Das Buch derselben ist von einem H. Hartung.

Der Prophet zum erstenmale in Florenz. Der König von Zion hat nun endlich seinen Krönungsmarsch und Triumphzug auch über italienische Bretter gehalten. Er ist in Florenz mit „stürmischem“ Beifall gegeben worden. Publikum und Zeitungen sind gleichmäßig überspannt. — Die Eisenbahn veranstaltet Extrazüge, um alle Meyerbeerfreunde und Prophetenbewunderer zu den Füßen der großen Windmühle und der Eisbahn zu expediren.

Musikalische Literatur. Die Literatur im Gebiete der Musik schwillt riesenhaft an. So wird jetzt wieder ein Werk Louis Köhlers in Königsberg angekündigt, welches unter dem Titel: „die Melodie der Sprache“ bei J. J. Weber in Leipzig erscheinen soll. — Leider hat sich auch der „musikalische Wohlbekannt“ wieder geregt und droht diese seine Regungen in sehr umfassender und langwieriger Weise auszudehnen. Er giebt nämlich „fliegende Blätter für Musik“ heraus, die in zwanzig Hefen fortgesetzt werden sollen. Diese „fliegenden Blätter“ schlagen genau denselben Ton an, welcher die „Briefe“ zum Organe der ganzen halben Partei auf musikalischem Gebiete machte. Echte Gothaer — im Reiche der Kunst!

Malerei und Plastik.

Illustrationen zu Shakespeare von Kaulbach. Lady Macbeth ist die zweite Composition, mit welcher Kaulbach für die von uns bereits erwähnte illustrierte Ausgabe des Shakespeare beschäftigt ist. Sie steht oder richtiger sie schwankt im Vordergrund, schreibt uns ein Sachverständiger darüber. Nicht allein ihre Gesichtszüge tragen den Ausdruck ihrer sinnzerüttenden Gewissensqual, auch die ganze Haltung ihrer Gestalt, der Wurf ihres Gewandes, das zur Hälfte über die Brust hinabgeglitten ist, die Bewegung ihrer Arme und Hände, mit deren einer sie tastend und prüfend über die andere streift. Im Hintergrunde erscheint die Gestalt des alten Arztes, unbekümmert um den geschwägigen Eifer der Dienerin ruhen seine Blicke voll tiefen Schmerzes und Mitleids auf der Unglücklichen. Ihre Gewänder und seine Haare und sein langer Bart flattern im Luftzuge, und im Scheine der auf dem Tisch befindlichen Lampe werfen die Gestalten lange, gedehnte Schlagschatten durch das alterthümliche Gemach und erhöhen und vervollständigen die erschütternde Gewalt der dargestellten Situation. Wem müßte nicht vor solchen Gestalten das Verständniß Shakespeares aufgehen! Und wenn einer von Shakespeare weiter nichts vernommen hätte, als den Namen und daß er ein Dichter war, wahrlich, aus diesen Bildern allein würde er die Eigenthümlichkeit und die Bedeutung des großen Dichters erkennen. Der Darstellung Shakespeares tragischer Macht, Tiefe und Wahrheit ist nur Einem gewachsen und dieser ist Kaulbach.

(Jahreszeiten.)

Theater.

Eduard Mautner und sein neuestes Lustspiel. Der als Lyriker, Novellist und Lustspiel-dichter vortheilhaft bekannte, als Feuilletonist (der „Ostdeutschen Post“) ausgezeichnete Eduard Mautner hat das Unglück gehabt, daß sein jüngst in dem Hofburgtheater zu Wien aufgeführtes Lustspiel „Der Courier“ keinen Erfolg hatte. Dies ist um so bedauernswerther, als er jüngst ein neues Lustspiel: „Splitter und Balken“ bei der Direktion des genannten Theaters eingereicht hat. Wie es scheint, ist „der Courier“ nur wenig originell, und was bei Eduard Mautner allerdings bestreunden muß, nicht elegant und gewandt genug im Dialog.

Alexander und Darius. Dies leider fast vergessene Drama Friedrich von Uechtrich's ist jetzt plötzlich am Wiener Hofburgtheater in Vorbereitung. Seiner Zeit interessirten sich Immermann und Tieck für dasselbe, nach dem Aussatze Laucos im „Familienbuch des Oesterreichischen Nord“ „Ein Besuch bei Tieck“ war es zu erwarten, daß Alexander und Darius“ zur Aufführung kommen würden.

Zenobia von neuem als Dramenheldin. In München soll eine Tragödie „Zenobia“ vom Affessor May angenommen worden sein.

Prinz Lieschen am hellen Tage. Unseres Moritz Herdrich „Prinz Lieschen,“ das schon seither in Köln einen Success wie keine andre Novität der Saison gehabt hat, ist am Faschingsdinstag sogar früh um elf Uhr als „Carnevalsposse“ zur Aufführung gekommen.

Ein Trauerspiel Uffo Horns. Der bekannte böhmische Schriftsteller Uffo Horn hat ein Trauerspiel: „die Prätendentin“ vollendet und bei der Direktion der Prager Bühne eingereicht.

Ein glückliches Theater. Das ungarische Nationaltheater in Pest hat nicht weniger als sieben disponible Tenoristen: die Herren Young, Mazzi, Reßler, Bogner, Blatka, Jekelfalusi und Kadar. So wenigstens berichtet die „Theater-Chronik,“ und wir setzen leuzend hinzu: gebt uns einige für die Aufführung des „Tonnhäuser!“

Beischwingen.

Das Münchner Künstlermaskenfest am 22. Januar. Dulce est desipere in loco das heißt zu deutsch „es ist nicht gut, daß der Mensch immer vernünftig sei, er soll alle Tage des Jahres gefest sein, an einem aber soll er eine Ausnahme machen und die Süßigkeit des Narrenthums kosten. Narr mit Bewußtsein sein. Wo nun ist dieses Narrenthum aber anlockender, verführerischer, als in München, und

wer wüßte die Narrenkappe mit mehr Grazie und Schalkhaftigkeit, mit mehr Genialität und heiterer Laune auszuschnücken und darzureichen, als die frischen, sprühenden Künstlernaturen! Das Künstlermaskenfest ist das einzige öffentliche Fest der gebildeten Gesellschaft, der Glanzpunkt des Münchner Faschings, und für die Meisten dieser selbst. In einer Stunde waren die zweitausend Eintrittskarten vergriffen; am Tage des Festes besann sich in München gewiß Niemand auf den Datum des Tages. Um einhalb acht Uhr sollte das Fest beginnen, bereits um sechs Uhr erstreckte sich ein Wagenzug vom Odeon über den Residenzplatz bis in die Residenzstraße. Der große Aufgang zum Saale war allein ein Festsaal. Von den Decken schwebten funkelnde krystallene Lustre's, in den Laubgebüsch zu beiden Seiten standen Fackelträger in altdeutscher Tracht, die Seitenwände waren mit Gobelins bekleidet und aus den Laubgewinden und dem Blätterdunkel der Hauptwand glänzten viele große silberne Schwäne hervor. Der erste Anblick des Festsaales blendete, man möchte richtiger sagen, überwältigte. Der Hintergrund des Saales, die Halbrunde des Orchesters war in eine prächtige, mittelalterliche Halle, den Bankettsaal des Prinzen Carnival verwandelt. Zu beiden Seiten des Vordergrundes bildeten hohe Cypressen und Orangebäume einen Rahmen, im Hintergrund war der Eingang von einem Baldachin überdeckt, und oberhalb und an beiden Seiten desselben waren verhältniß Vogenöffnungen angebracht. Um die Säulen der Gallerien zogen sich rosa und weiß festonartige Gewinde aus Gaze und unterhalb der Brüstung prangten mächtige Fichtenkränze, durchweht mit großen farbigen Blumen. Die untere Säulentreihe war zur Hälfte mit Tapeten in Roth und Gold bekleidet, hinter und vor den malerischen, glänzenden Costüms ein muthwilliger Narrenschwarm, der vertheilt zu je drei, mit den Vorübergehenden semtecken Späße trieb. Das Gesumme, Schwitzen und Jauchzen dieses privilegierten Völkchens war sinnverwirrend, die Lust aufreizend. Dazu welches Gewühle von Gästen, welches bunte Gemisch von Stand, Alter und Geschlecht, welcher Glanz der Toiletten beleuchtet und gehoben durch den Lichtstern des Lustre's und die bronzenen Kandelaber, welche die Festhalle zierten. Wie die Männer, so mußten auch die Damen, das Symbol des Festes, das Narrenkappchen tragen, und nächst der Schönheit der Damen und der Pracht der Toiletten nächst der Phantasie und dem Geschmacke der Künstler war am meisten die Phantasie — der Putzmacherinnen zu bewundern. Wie vielen auch von den Männern mochte die Narrenkappe nicht besser stehen, als der Hut! Das Narrenreich hatte allen seine zwingenden Gesetze auferlegt — heute

waren alle gleich. Keiner brauchte sich vor dem Andern zu hüten, zu verstellen, alle Parteiungen waren geschlichtet, alle Gedankenstrupel verbannt; alle Stirnen und Mienen glättete die Lust, die Laune. Den Künstlern war der große Wurf gelungen, die Menschen unter eine Kappe zu bringen, wenn auch nur unter die riesige Narrenkappe, welche vom Plafond herabzina. Doch still — das Getöse legt sich — der Hof kommt an — am Arme Ludwias erscheint strahlend in Anmuth und Diamantenanlag; Königin Marie auf der Estrade, nach ihr Prinzessin Luitpold und Prinzessin Helene von Bayern-Birkenfeld. Nachdem sich die Herrschaften in ihre Logen begeben, beginnt das Fest. Die romantische Leibgarde des Prinzen Carneval, prächtige Gestalten in reichen Costüms, stellen sich zu beiden Seiten des Baldachins auf — einer tritt hervor und bringt den Weihegruß des Fürsten den Majestäten, sodann dem König Ludwig, dem hochherzigen Gründer des Künstlerlebens in München. Der Beifall ist endlos. Die Wogen legen sich, die Vorstellung des Festspieles beginnt. Prinz Carneval tritt auf und fragt nach dem Begehre seines Volkes. Sie wollen nicht Wein, nicht „leckeres Mahl,“ auch nicht „Sinnspiele der Dichtung,“ sondern allein den Tanz. Der Prinz verspricht ihnen den berühmtesten Spielmann, den Nationensänger, den Pfeifer von Hameln zur Stelle zu beschwören. Plötzlich drängt sich ein Narr in den Bankettsaal, der sich als Kunz von der Rosen zu erkennen giebt und den Prinzen ansieht, daß er den „satanischen“ Virtuosen zurückhalten möchte.

„Nicht der sinnlos tolle Reigen
Ziemet sich, so lang' allhie
Noch das theure Wapp'n pranget.
Das dem Dürer: Nar verlich;
Fuß und Kurzweil, Gaiem Kreise,
Aber edel sei die Weis.“

Aber der Prinz hat den Pfeifer einmal berufen. Es bleibt kein Ausweg übrig, als daß eine Fee den Zauber des entfesselten Dämon vielleicht lähme, und er verspricht wirklich den Pfeifer von Hameln nicht eher zu berufen

„Als Kunz mit im Saal die Keise der Frauen und die
anmuth- geschmückte zeigt,
Der willig zu Dienst ein Dämon selbst melodischer flötet
und geiget.
Doch die Blumen der Wahl, die im Strauße sie trägt —
sie darf ich im Räthsel nur nennen.“

Dreisyblig ist mein Blumenname!
Bei Knaben trägt das erste Paar
Die Schleppe mit der stolzen Dame;
Bei Steinen liegts in ihrem Haar;
Doch wenn es in dem Muth verbunden.
Dann grünt der Edelweig um das Schwert
Und heilend die geschlagnen Wunden
Macht es den Muth erst Ruhmes werth.
Die dritte meiner Erbsengarbe
Berleht dem Ganzen Licht und Farbe.

Der Narr löst das Räthsel — es ist die Blume Edelweiß. Aus dem lustigen Tannengrün des Orchesters verkünden Trompetensfanfaren die Lösung, auf einen Wink des Prinzen fallen die Blenden der Logenbogen, in wunderschönen Transparentbildern strahlt Edelweiß als Königin der Alpenflora, welche die ganze Blumenwelt von Feld und Garten, von See und Wald in belebter Gestalt ihre Huldigung darbringt. Damit ist es aber nicht genug. Das Schönste folgt noch, nämlich durch den Eingang unter dem Baldachin erscheint ein Zug belebter Blumen, ein Bouquet aller Frauenenteize, eine Vereinerung der ersten Schönheiten Münchens, Blumen, duftend, strahlend auch ohne die reizende, charakteristische Costümierung. Es war ein Anblick, für dessen wunderbaren Reiz man keine Worte zu finden vermag. Der Narr schließt das Ganze mit einer Huldigung an die Königin ab, deren Lieblingsblume das Edelweiß ist, und die heute in der Farbe derselben erschienen war. Unter Jubelruf folgte der Narrensprung und des Pfeifers Einzug auf einem fürchterlichen Ungethüm, der Prinz, die Garde, Kunz und die lebenden Blumen treten dem Schwarm des Pfeifers voran. Sobald sich der Zug der königlichen Loge nähert, geht der Pfeifernteigen in eine Serenade über, der Dämon beugt sich unter das Scepter der Anmuth. Der Zug umkreist einigemal den Saal, bis es der romantischen Grazie des Narrenschwarms gefällt, ihn und sich selbst aufzulösen. Der Tanz beginnt, die Tanzresignitenden ziehen sich in die Nebensäle zurück, das junge Blut sprudelt auf bei den verführerischen Tönen, die seligste Lust schwebt und wiegt sich durch den Saal, unter tollem, bacchantischem Jubel schwirrt und tobt der Narrenschwarm darein und weiß mit immer neuen Späßen die Fröhlichkeit zu heben und anzunäheln, bis der dämmernde griesgrämische Morgen ihnen und allen sein klägliches „Seid wieder vernünftig“ zuruft. (Jahreszt.)

In Schindlers Biographie Beethovens liest man: er selbst scherzte oftmals über seine fast undeutliche Handschrift und entschuldigte sich mit den Worten: „das Leben ist zu kurz, als daß man Buchstaben und Noten malen könnte, und schöne Noten würden mich auch schwerlich aus meiner Armuth befreien.“ Den ganzen Vormittag, vom frühesten Morgen bis zum Mittagessen, beschäftigte er sich mit dem Niederschreiben seiner Gedanken, den übrigen Tag widmete er dem Ordnen seiner Ideen. Kaum hatte er den letzten Bissen verzehrt, so begann er seinen gewöhnlichen Spaziergang, d. h. er lief in Geschwindigkeit, als würde er gejagt, zweimal um die Stadt. Ob es regnete, schneiete oder hagelte, ob es schneidend kalt war, oder ob es donnerte und blühte, es kümmerte ihn nicht, er machte seinen gewöhnlichen Gang, und vielleicht

entstanden gerade, wenn die Elemente im heftigsten Kampfe wütheten, seine herrlichsten Schöpfungen. In seiner Wohnung herrschte eine grenzenlose Unordnung; Bücher und Musikalien lagen überall umher: hier sah man Ueberreste eines kalten Frühstückes, hier volle, dort leere Flaschen; auf dem Schreibpulte die hingeworfene Skizze zu einem neuem Quartett, in einer Ecke Brod, auf dem Pianoforte gekritzelte Gedanken für eine Symphonie, daneben ein Correcturbogen; Briefe von Freunden oder über Geschäftsangelegenheiten waren am Fußboden umhergestreut; zwischen den Fenstern erblickte man ein Stück Strachino-Käse und daneben Ueberreste einer Salami aus Verona. Trotz dieser Unordnung rühmte er fortwährend in wahrhaft ciceronianischer Beredsamkeit seine Ordnungsliebe, und wie nett es bei ihm aussehe. Wenn er dagegen Stunden, Tage, oft Wochen lang etwas, das er verlegt hatte, vergebens suchte, so änderte er den Ton und beklagte sich bitterlich, daß man ihm nichts recht mache.

Eine Leidenschaft im großen Styl. In Paris existiren jetzt zwei Journale „l'Éclair“ und „le Paris“, welche von einem Grafen Villodeuil neu gegründet worden sind, um eine Sängerin des Theaters lyrique, die er liebt und die alle andern tadeln, loben zu können. Um Abonnenten anzulocken, hat er mit seinem Redaktionsbureau eine Camera obscura verbunden und verspricht jedem Abonnenten drei Lichtbilder. Die Journale sollen ihm bereits über zweihunderttausend Francs gekostet haben; dann bezahlt er dem Direktor des Theaters noch große Summen, damit er jene Sängerin nicht fortschickt und den meisten Sängerinnen macht er große Geschenke, um sie von Intrigue gegen seine Geliebte abzuhalten. Man hat ausgerechnet, daß er in einigen Monaten ruiniert sein muß, wenn er nicht etwa bis dahin erschossen wird, was leicht der Fall sein kann, da ihn seine Liebe in viele Handel mit Journalisten und Privatpersonen verwickelt. Bei alle dem will die Sängerin nichts von ihm wissen, weil er sie zum Stadtgespräche macht und ihren guten Ruf verdirbt. Nun sage man noch, es gebe keine Aufopferungsfähigkeit mehr unter den Menschen. (Jahreszeiten.)

Katholische und protestantische Dichter. Eine merkwürdige Erfahrung ist es und bleibt es, daß die ächte Poesie im Boden des Protestantismus nicht recht gedeihen will. Außer Luthers kräftigem „Eine feste Burg ist unser Gott“ hat der Protestantismus nichts aufzuweisen, was er als sein Erzeugniß beanspruchen könnte; alle großen protestantischen Dichter wurzeln eben nicht im Boden des Protestantismus und die enthusiastische

Schilderung Mortimers in „Maria Stuart“, die er von der Herrlichkeit des katholischen Cultus entwirft, die „Götter Griechenlands“ u. a. m. sind Beweis genug, daß Schiller eben so wenig als sein großer Freund Göthe ein protestantischer Dichter war. Beide standen wie die Dichter der Jetztzeit auf allgemein humaneistigem Boden — merkwürdig bleibt es immer, daß der Katholicismus einen Calderon — und der Protestantismus höchstens einige gute Gelegenheitspoeten des Reformationsfestes hat. ○

Harte Winter. Eine Schlesiische Chronik berichtet, daß im Winter 1740 — 1741 kein Zimmer zu erheizen war; während der Dfen glühten, frost es Eis an dem nahen Fenster. Wasser aus dem dritten Geschos gegossen, fiel als klingendes Eis auf die Straße; selbst der ausgeworfene Spiegel frost auf der Stelle. Wer nur tausend Schritte weit dem schneidenden Wind entgegen ging, erstarbte an allen Gliedern, war gelähmt, und bekam Blasen im Gesicht, die nur dann vergingen, wenn man sie lange mit Schnee rieb. Nicht besonders tief liegende Wasserrohren froren ein und zerbrachen, wie fast alle andre Flüssigkeitsbehälter. In Böhmen und Mähren froren alle Teiche bis auf den Grund aus und um ihre Fische war es geschehen. Rinder und Schafe in den Ställen erfroren so wie das Wild in den Forsten und die Vögel in der Luft. In Ungarn erfroren über 80 000 Ochsen, und in Schweden 3000 Menschen. Das Carneval verwandelte sich fast aller Orten in Schrecken und Traurigkeit.

Ueber naturwissenschaftliche Benennung. In der anatomologischen Gesellschaft zu London wurde von einem Hrn. Westwood eine Bemerkung einer Kerse mitgetheilt, was zu einer allgemeinen Discussion über die Anwendung von Gattungsnamen führte, die schon früher in andern Zweigen der Wissenschaft angewendet worden seien; ein Hr. Parrall erwähnte dabei, daß Agassiz gesagt habe, nach einer von ihm und Decandolle angestellten Berechnung erforderten nicht weniger als 300 Gattungsnamen von Pflanzen und 800 Namen zoologischer Gattungen eine Veränderung, da sie vorher in andern Zweigen angewendet worden seien.

Briefkasten.

Herrn M. H. in Loschwitz. Wir erwarten den von Ihnen geschickten Artikel. — Herrn F. G. in Berlin. Wollen Sie uns nicht bald etwas Umfangreicheres zukommen lassen? — Herrn B. A. in Wien. Wir bitten um regelmäßige Fortsetzung. Uebrigens erhalten Sie in den nächsten Tagen einige Zeilen. — Herrn B. in Steinhain. Nicht zu benehmen.

Redaktion, Druck und Verlag von Fr. Rüdmann.
In Commission von Bruno Hinze in Leipzig.